



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sah er nach den Häusern auf der andern Seite hinüber; davor lagen ein paar ganz kleine Krautgärten, von Bretterzäunen umgeben, und in dem einen stand ein großer Kirschbaum mit vielen Früchten. Wenn er sich aufrichtete, konnte er auch sehen, wer vorüberging: die Schüler strömten zur Schule hinaus, lärmend und ausgelassen. Bürgerleute und Kriegerleute kamen vorüber, Mägde holten Bier in großen Kannen, und ein fremder Schiffer, der sich in der Stadt verirrt hatte, blieb stehen und fragte nach dem Wege zum Ratskeller.

Einen besondern Spaß hatte er auch daran, Jens Tunbo, der zweimal in der Woche um christlicher Barmherzigkeit willen sein Essen in des Repetenten Haus bekam, die Mittagszeit, wo alle ruhten, dazu benutzen zu sehen, daß er über den Bretterzaun in den kleinen Garten kletterte, wo der Kirschbaum stand, und dort von den Früchten pflückte, obwohl sie noch ganz unreif waren. Will drohte ihm lächelnd vom Fenster aus, und Jens war auch offenbar auf das Schlimmste gefaßt, als er das nächstemal bei Iver Kramme eintrat; aber Will nickte ihm beruhigend zu und gab ihm durch sein Mienenpiel zu verstehen, daß er nichts verraten hätte.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die deutsch-französische Liga. Mit der vorgedruckten Aufschrift: „An die Lehrer der neueren Sprachen des Gymnasiums . . .“ gelangte dieser Tage an das Wettiner Gymnasium zu Dresden und vermutlich auch an andre höhere Schulen Deutschlands eine Drucksendung, die vom „Sekretariat der deutsch-französischen Liga — München“ ausging. Ein Herr Dr. H. Molenaar fordert darin unter der Anrede „Werter Herr Kollege“ die Neuphilologen zum Beitritt des zu gründenden Bundes auf, indem er mit der *captatio benevolentiae* beginnt: „Als Kenner Frankreichs stehen Sie dem Projekt einer deutsch-französischen Liga zweifellos sympathisch gegenüber. Nachdem der beifolgende Entwurf in der gesamten französischen Presse eine so freundliche Aufnahme gefunden hat, ist es an uns Deutschen, zu zeigen, daß es auch uns Ernst ist mit der Ausöhnung der beiden großen Nationen, und daß die stumpfe Gleichgültigkeit der Gebildeten Deutschlands in dieser Angelegenheit (worüber schon vor Jahren in den Preussischen Jahrbüchern Klage geführt wurde) einer vernünftigen Auffassung Platz gemacht hat. Es ist die höchste Zeit, daß die bisherige Kirchturm- und Zipselmützenpolitik aufhört, wenn wir es nicht erleben wollen, daß Deutschland und Frankreich zu Mächten zweiten Ranges degradiert und wirtschaftlich an die Wand gedrückt werden. Das Ziel der Liga ist somit nicht nur ein humanitäres, sondern ein in hohem Maße patriotisches. Da es wichtig ist, daß die Liga unverzüglich konstituiert wird, so würden Sie die Sache doppelt fördern, wenn Sie mit Ihrem Beitritt nicht lange zögern würden.“

Der erwähnte, dieser Aufforderung zum Beitritt beigelegte Entwurf stellt als Ziele des Bundes in den Vordergrund, „I. mit allen ehrenhaften Mitteln danach zu streben, das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und Deutschland wieder herzustellen, zunächst dadurch, daß II. die elsäß-lothringische Frage möglichst bald und möglichst befriedigend gelöst wird.“ Hierüber heißt es sofort weiter: „Das »Wie« dieser Frage stellt die Liga zunächst nur zur Diskussion. Aus den Ansichten ihrer Mitglieder wird sich wohl bald ein festes Programm herauskristallisiert haben. Folgende Lösungen wären besonders zu erwägen (ohne daß damit andre ausgeschlossen oder die genannten aufgedrängt werden sollen):

Grenzboten III 1903

- a) Anerkennung des status quo (für Frankreich unannehmbar),
- b) Rückgabe an Frankreich (für Deutschland unannehmbar),
- c) Neutralisierung (für Deutschland ein Verlust, für Frankreich kein Gewinn),
- d) Teilung nach der Sprachgrenze (d. h. deutschsprechendes Gebiet an Deutschland, französischsprachendes Gebiet an Frankreich) und Entschädigung Deutschlands durch Abtretung einer französischen Kolonie, Insel oder Inselgruppe.

Die letztgenannte Lösung (d) hätte viel für sich, doch steht hierüber jedem Mitglied der Liga freie Meinungsäußerung zu."

In einem dritten Rundschreiben desselben Sekretariats heißt es schließlich: „Was uns trennt, ist nur das »Wie?« Diese heikle Frage nun will die deutsch-französische Liga lösen helfen, zunächst durch eine offene und freundschaftliche Aussprache über diejenigen Punkte, welche vor allem das gute Einvernehmen der beiden großen Nachbarvölker stören. Es wäre jedoch höchst unbillig, hierbei Frankreich alle, Deutschland gar keine Konzessionen zuzumuten. Wie groß auch immer die Schädigungen gewesen sein mögen, die sich die beiden Völker (bezw. deren Regierungen) in früheren Zeiten gegenseitig zugefügt haben — einer muß einmal die Hand zum Frieden reichen, und selbst wenn uns eine vorurteilsfreie Geschichtsbetrachtung zu der Ansicht führen müßte, daß Frankreich dem Deutschen Reiche in früheren Jahrhunderten ungleich mehr Leid zugefügt hat, als wir den Franzosen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir den letzten schweren Hieb geführt haben; und jeder weiß, daß leichtere aber noch blutende Wunden mehr schmerzen als schwerere, die bereits vernarbt sind. Deshalb ist es an uns, dem ritterlich unterlegenen Gegner zuerst entgegenzukommen. Als Schwäche kann ein solcher Schritt dem Sieger nie, wohl aber dem Besiegten ausgelegt werden. Daher wurde von dem ursprünglichen Plan, die deutsch-französische Liga gleich von vornherein auch auf Frankreich auszudehnen, abgesehen, obwohl dem deutsch-französischen Einvernehmen in Frankreich die Wege vielleicht besser geebnet sind als in Deutschland. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel (und wir sind von autoritativer Seite zu dieser Erklärung ermächtigt), daß, wenn der Gedanke der deutsch-französischen Liga in Deutschland günstige Aufnahme findet, man ihm in Frankreich freudig zustimmen und jedenfalls eine ähnliche Organisation ins Leben rufen wird. Es sei aber ausdrücklich betont (und die Beweise hiefür können jederzeit erbracht werden), daß diese Idee einer deutsch-französischen Liga von deutscher Seite ausgegangen ist.“

Dieser letztern Versicherung bedurfte es nicht; denn jeder halbwegs gebildete Franzose würde sich geschämt haben, ernsthaften deutschen Männern die Beleidigung zuzufügen, ihnen die Gründung eines Bundes mit Zielen, wie das oben unter II d empfohlene, anzutragen! Er wüßte doch, daß nach französischem Empfinden es undenkbar gewesen wäre, daß zum Beispiel ein Franzose in früherer Zeit einen Bund unter seinen Landsleuten hätte gründen wollen mit dem Ziele, das geraubte Straßburg an Deutschland zurückzugeben nur um der lieben Freundschaft willen. Der Franzose, der solches seinem Volke angejammert hätte, würde als Vaterlandsfeind von jedermann mit gebührender Verachtung bestraft worden sein! — Es ist aber auch tief traurig, daß sich in deutschen Lehrerkreisen — und als „Kollege“ bezeichnet sich ja Herr Dr. H. Molenaar — einer findet (hoffentlich ist es nur der eine!), der den Gedanken denkt und ausspricht, daß wir die Schuld tragen, wenn Frankreich uns noch immer grollt, der es wagt, die treue Behütung des Erbes jener großen Zeit, das Vermächtnis eines Bismarck, als „die bisherige Kirchturm- und Zispelmützenpolitik“ zu bezeichnen, der alles Ernstes der Rückgabe eines Teils des in ehrlichem Kampf Errungenen das Wort redet! Geradezu ungeheuerlich wirkt es aber, wenn in dem letzterwähnten Rundschreiben in diesem Gedankenkreise gesagt wird: „Der Kaiser hat seinen guten Willen, ein freundschaftliches Verhältnis mit Frankreich wiederherzustellen, schon des öfters bekundet, das deutsche Volk als solches noch nicht. Jetzt ist Gelegenheit dazu geboten.“ Gott sei Dank, der Schreiber

dieses Satzes kennt unsern Kaiser schlecht, wenn er meint, der Kaiser habe in seinem Sinne den „guten Willen.“ Er kennt aber auch die Franzosen schlecht; denn wer nur einigermaßen „Kenner Frankreichs“ ist, der weiß, daß das französische Volk, wenn es sich wie ein unartiges Kind durch dauerndes Schmolzen seinen Willen ertragen könnte, hier, wo es sich um Elsaß-Lothringen (Frankreichs beste Soldatenquelle) handelt, wenn wir ihm nur den kleinen Finger reichen wollten, gleich die ganze Hand nehmen würde oder wenigstens nicht eher zufrieden sein würde, als bis es die ganze Hand hätte. Wir würden genau auf demselben Punkte stehen wie vorher; ja das gegenseitige Verhältnis würde sich wahrscheinlich noch verschlimmern: das französische Volk würde solche Torheit, deren es im umgekehrten Falle nie und nimmer fähig wäre, mit Recht als ein Zeichen der Schwäche auffassen, und die alten Rufe nach Wiederherstellung der Rheingrenze würden von neuem laut ertönen.

Doch diese Dinge sind ja so selbstverständlich, daß man sie nicht ernsthaft zu erörtern braucht. Für den Unterzeichneten, einen Lehrer der neuern Sprachen, übrig bleibt es sich nur, für seine Person und, dessen ist er gewiß, für die gesamte Neuphilologenschaft Deutschlands Verwahrung einzulegen gegen die Unterstellung, als ob der deutsche Lehrer der neuern Sprachen diesem „Projekt einer deutsch-französischen Liga zweifellos sympathisch“ gegenüberstünde. Er hofft aber auch, daß die verschiedenen neuphilologischen Vereine und Verbände, falls die Liga (das fremde Wort paßt für die fremde Sache!) wirklich zustande kommen sollte, noch gemeinsam Stellung dagegen nehmen werden.

Dresden

Reinhold Besser

Arbeiterverhältnisse in Deutschland und in Amerika. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiter in den Vereinigten Staaten von Amerika übertrifft nicht bloß nach den Angaben der dortigen Unternehmer, sondern auch nach den Berichten der die Verhältnisse in Gewerbe und Landwirtschaft prüfenden Besucher des Landes bedeutend die der europäischen Arbeiter. Es wird von den amerikanischen Unternehmern mit starkem Selbstbewußtsein hervorgehoben, daß sie es verstünden, bei ihren Arbeitern die höchste Leistung, selbstverständlich mit entsprechendem Verdienst, zu erreichen. Daß man damit aber auch zu weit gehn kann, dürfte ein Vergleich des Betriebs der amerikanischen und der preußischen Eisenbahnen ergeben.

Nach dem amtlichen Bericht der für die Kontrolle der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten eingesetzten Interstate Commerce Commission betrug im Jahre 1900 die Länge dieser Bahnen 310000 Kilometer, und die Zahl der an ihnen beschäftigten Beamten und Arbeiter 1017653 Personen. Der Bericht des Ministers über die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten in Preußen (Berlin, Jul. Springer, 1901) gibt die Länge der preußischen Staatseisenbahnen für dasselbe Jahr zu 30218 Kilometern an, und die Zahl der daran beschäftigten Beamten und Arbeiter zu 345400 Personen. Die amerikanischen Bahnen, die zehnmal so lang sind, haben also nur dreimal soviel Beamte und Arbeiter beschäftigt als die preußischen Bahnen. Freilich ist der Verkehr auf diesen intensiver; auf ihnen wurden 553932123 Personen befördert und 199927930 Tonnen Güter, auf den amerikanischen Bahnen 576865230 Personen und 1101680238 Tonnen Güter. Der Güterverkehr war also nur fünfsechsmal so groß, und der Personenverkehr überschritt den der preußischen Bahnen nur um ein Geringses. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß Personen und Güter in Amerika auf viel längern Strecken befördert werden.

Die Gehalte und die Löhne der Beamten und Arbeiter gibt der amerikanische Bericht in einer Summe zu 2463375575 Mark an, also durchschnittlich für jeden zu 2410 Mark. Wäre auf den preußischen Bahnen nach dem Verhältnis ihrer Länge der zehnte Teil davon, also nur 101765 Personen beschäftigt, und zwar zu dem obigen Durchschnittssatz von 2410 Mark, so würde der Kostenaufwand 245253650 Mark betragen. Er beläuft sich aber nach dem ministeriellen Bericht auf 370,8 Millionen

Mark für die Beamten und auf 212 Millionen Mark für die Arbeiter (im Durchschnitt auf 1688 Mark für jeden), also auf 582800000 Mark, mithin mehr um 337546350 Mark. Das ergäbe eine enorme Ersparnis und dazu noch eine Aufbesserung der Gehalte und Löhne um 43 Prozent.

Wenden wir uns nun aber zu der Rehrseite der Medaille. Auf den amerikanischen Bahnen wurden 249 Reisende getötet und 4128 mehr oder weniger verletzt, also 1 von 134079, auf den preußischen Bahnen wurden 38 Reisende getötet und 211 verletzt, also 1 von 2224627. Auf den amerikanischen Bahnen wurden 2550 Beamte und Arbeiter getötet und 39643 verletzt, also 1 von 24, auf den preußischen Bahnen wurden 335 getötet und 801 verletzt, also 1 von 304.

Im Verhältnis zu dem amerikanischen Betriebsergebnis berechnet würde sich in Preußen die Zahl der getöteten und verletzten Reisenden auf 4131 und der Beamten und Arbeiter auf 5074 stellen, während sie in Wirklichkeit 249 bzw. 1136 beträgt. Sonach stünde der oben berechneten Ersparnis an Geld die Opferung an Leben und Gesundheit von 7820 Menschen gegenüber.

Dem Mangel an Beamten und ihrer Überanstrengung ist wohl auch ein Teil der Unfälle zuzuschreiben, die Personen auf Wegübergängen und unbewachten Bahnstrecken zugestoßen sind. Nach dem Bericht der Interstate Commerce Commission sind im Jahre 1900 dabei 4346 Personen getötet und 4680 Personen verletzt worden. In dem preußischen Bericht finden sich über diese Art der Unfälle keine Angaben.

Man sollte nun meinen, daß diese erschreckenden Zahlen die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten dazu angeregt hätten, auf Abhilfe zu dringen, und scharfe Rügen finden sich ja auch wohl in den Zeitungen. So sagte der Scientific American zu dem Bericht für das Jahr 1900: „Wir sind an diese Berichte von den Unfällen auf unsern Bahnen so gewöhnt worden, daß sie viel von ihrer Bedeutung für uns verloren haben, sonst müßte sich doch ein Aufschrei gegen dieses grausame Hinschlachten von Menschen erheben, und eine Untersuchung nach den Gründen, sowie nach den besten Mitteln zur Abhilfe verlangt werden. Aber unser Volk ist sich augenscheinlich der Wichtigkeit dieser Frage noch nicht bewußt geworden.“

Daß ein solches Bewußtsein auch in den inzwischen verlaufenen zwei Jahren noch nicht durchgedrungen ist, ergibt sich aus dem eben erschienenen Berichte der Interstate Commerce Commission für 1902. In diesem Jahre ist die Zahl der Unfälle auf 73250 gestiegen gegen 58185 im Jahre 1900. Es sind 8588 Personen, darunter 345 Reisende, getötet, und 64662 Personen, darunter 6683 Reisende, verletzt worden. Nahezu 3000 Beamte und Arbeiter sind getötet, und über 50000 sind verletzt worden. Die Zahl der Beamten und Arbeiter ist, da die Länge der Bahnen inzwischen um 15000 Kilometer vermehrt ist, auf 1189315 gestiegen, danach ist 1 von 22 getötet oder verletzt worden. Die Zahl der Reisenden ist auf 649878505 gestiegen, es ist 1 von 92000 getötet oder verletzt worden. Das Verhältnis ist also in beiden Fällen noch schlechter geworden als im Jahre 1900.

Der Scientific American sagt dazu in seiner Ausgabe vom 11. Juli d. J. nicht mit Unrecht: „Es sieht in der Tat so aus, als wenn der oft gegen uns erhobene Vorwurf, daß wir gegen die Heiligkeit des menschlichen Lebens in brutaler Weise gleichgültig seien, nur zu wahr sei.“

f. r. Lange

Der volkstümliche Arbeiterstaat. Die sozialdemokratischen Lehren werden akademisch! Der ordentliche Professor an der Universität Wien, Anton Menger, hat eben in einer „Neuen Staatslehre“ den Versuch gemacht, den Zukunftsstaat, oder wie er ihn nennt: den volkstümlichen Arbeitsstaat auf- und auszubauen. Das Buch ist fesselnd geschrieben, mit eingehender Kenntnis der französischen und

der englischen Sozialisten, während die deutschen Sozialisten stiefmütterlich behandelt werden; der Preis ist von der deutschen Verlagsfirma G. Fischer in Jena außerordentlich niedrig gestellt, bei 335 Seiten nur 5 Mark, sodaß nichts einer großen Verbreitung im Wege steht. Von welchem Geiste dieses Buch beseelt ist, mag ein Beispiel zeigen. Menger betont, daß der Ersatz des positiven Christentums durch eine Vernunftreligion schwerlich als eine wirksame Triebfeder zur Sittlichkeit betrachtet werden kann. Darin ist ihm wohl zuzustimmen, aber was für Folgerungen zieht er daraus für seinen Zukunftsstaat? Die Religion nehme bei den besitzenden und den gebildeten Volksklassen ab, ihre Stellung im Kampfe mit den breiten Volksklassen verstärke sich dadurch bedeutend. Das Bewußtsein der Massen trete durch den Sozialismus notwendig mit der Grundauffassung des heutigen Christentums in Widerspruch. Der volkstümliche Arbeiterstaat müsse, um dauernde Institutionen zu schaffen, die sittlichen Motive ins Auge fassen, die eine gehörig geleitete und organisierte öffentliche Meinung bieten könne. In der Zeitungspressen sei ein wirksames von jedem Dogmenglauben unabhängiges Mittel zur Förderung der Sittlichkeit gegeben. — Also die öffentliche Meinung und der Zeitungsschreiber werden dann die Grundpfeiler unsers sittlichen und moralischen Handelns sein. Welche Tollheit liegt in diesen Gedankengängen!

Von Babel und Hammurabi. Der erschlossene Brunnen quillt weiter. Dr. Georg Cohn, ordentlicher Professor der Rechte, hat in der am Stiftungsfeste der Hochschule Zürich am 29. April 1903 gehaltenen Rektoratsrede Die Gesetze Hammurabis (Zürich, Orell Füßli, 1903) vom Standpunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft beleuchtet. Er zieht besonders das altgermanische Recht heran und behandelt am ausführlichsten die Ehegesetzgebung der Babylonier. — Moriz Margulies gibt bei Julius Herlitz in Rattowiz (1903) einen in der Konkordialoge des genannten Ortes über Bibel und Babel gehaltenen Vortrag heraus. Er wendet sich gegen zu weit gehende Ableitungen des Biblischen aus dem Babylonischen und macht dagegen u. a. die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, geltend. Die Dokumente, die man heute ausgrabe und mühsam zu enträtseln suche, seien doch den damaligen Ägyptern ohne weiteres zugänglich und verständlich gewesen. Den Übersetzern hätte es nicht unbemerkt bleiben können, wenn die Thora ein Abklatsch assyrisch-babylonischer Schriftwerke gewesen wäre, und den alexandrinischen Gelehrten würde die Entdeckung um so willkommener gewesen sein, weil es auch damals eine starke judenfeindliche Strömung gab, sie würden uns also ihre Entdeckung in Schriftwerken überliefert haben. Margulies glaubt umgekehrt, daß vieles von dem, was man in den Trümmern Babyloniens findet, jüdischen Ursprungs sei; daß z. B. die Flügeltwesen, die an Ezechiels Visionen erinnern, Nachbildungen dieser Visionen seien, eine Hypothese, die uns allzulüthn erscheint. Dagegen muß man ihm unbedingt beistimmen, wenn er ausführt, daß Delitzsch die Grenzen seiner Zuständigkeit überschritten habe. Am Schluß sagt er vollkommen richtig, wenn auch nicht in mustergiltigem Deutsch: „Daß die von mir vertretene Hypothese die Frage der Realität oder Sagenhaftigkeit der Offenbarung ganz unberührt läßt, ist von vornherein klar. Aber ich glaube nachweisen zu können, daß die Orthodogrie aller positiven Religionen auch die Delitzschische These von der Einflußnahme Babels auf die Bibel acceptieren könnte, ohne daß sie deshalb von ihrem Offenbarungsglauben auch nur ein Jota aufzugeben brauchte.“ — Margulies scheint Rabbiner zu sein. Die Zeitungsjuden, die ja bei aller sonstigen Gescheitheit nicht eben große Politiker sind, haben, um die Höhe ihrer Wissenschaftlichkeit zu beweisen, den neusten Sturm auf die Offenbarung begeistert mitgemacht. Weniger wohl ist natürlich ihren Schriftgelehrten bei der Sache. Dr. Wilhelm Münz, Rabbiner in Gleiwitz, führt den Berliner Keilschriftengelehrten gut ab in der (bei Wilhelm Koebner in Breslau, 1903, erschienenen) Schrift: Es werde Licht! Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Er beginnt mit einer satirischen Vernichtung der großen Dichter von

Homer bis Shakespeare und Goethe, die ja alle nur alte Volksjagen und Novellen aufgewärmt haben, und der Philosophen von Plato bis Kant. „Bedenkt man ferner, daß das wichtige Wort »und«, das Plato so oft anwendet, bereits Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor ihm von den Babyloniern und andern Völkern gebraucht worden war, so wird man eingestehn müssen, daß der als genial gepriesene Plato eigentlich ein recht unselbständiger Geist ist.“ Der Verfasser zieht dann eine Reihe von Schriftstellen zum Zeugnis dafür heran, daß der Geist des Alten Testaments grundverschieden sei vom babylonischen, und weist dem Berliner Assyriologen unwissenschaftliches und illoyales Verfahren nach, indem er bei Vergleichen der babylonischen Schriftwerke mit Stücken des Alten Testaments gerade die entscheidenden Stellen wegläßt, z. B. die Entstehung der Götter im Keilschriftentext, und den hebräischen Bibeltext falsch zitiert, ferner aus einem abgerissenen Jesajavers das Bild eines blutigierigen Gottes der Rache konstruiert, das freilich nur solche täuschen kann, die das Buch des größten der Propheten niemals gelesen haben. Gerade an diesem Buche zerschellt auch, wie der Verfasser nachweist, der Vorwurf des hochmüthigen und engherzigen Partikularismus und Nationalismus, den man dem Alten Testament macht. Am Schluß beteuert Münz: „Ich weiß mich als Jude, als Sprößling jenes Stammes, der für die religiösen Ideale lebt und stirbt, frei von jedem partikularistischen Monothetismus [ein bißchen ungeschickt ausgedrückt; frei von Monothetismus will er doch nicht sein], frei von Stolz, Eigendünkel und Überhebung meinen andern Menschenbrüdern gegenüber. Es ist vielmehr mein sehnlichster Wunsch, daß der Geist Gottes uns Menschen allesamt beglückend und beseligend durchdringe und erleuchte, und daß wir alle, die wir gottesebenbildliche Geschöpfe sind, in tiefinniger, wahrer Frömmigkeit, in Gottesfurcht und Nächstenliebe miteinander vereinigt sein mögen.“

Unwissenschaftliche und mehrfache Beweisführung wird Herrn Deltzsch auch nachgewiesen im 212. Heft der Zeitfragen des christlichen Volkslebens, die E. Freiherr von Ungern-Sternberg und Pfarrer Th. Wahl bei Chr. Beller in Stuttgart herausgeben: Was lehrt uns der Babel- und Bibelstreit? Ein Beitrag von Theodor Wahl. Der Streit, lautet eines der Ergebnisse, werde unter anderm das Gute haben, daß sich auch recht radikal gerichtete Bibelforscher auf den Offenbarungscharakter des Alten Testaments und auf seinen Wert als Geschichtsquelle besinnen. Und der durch den Streit veranlaßte Brief des Kaisers an den Admiral Hollmann habe sogar einen Harnack gezwungen, dem Offenbarungsglauben einige Zugeständnisse zu machen. — Der Verfasser erzählt auch in einer langen Anmerkung den Streit der Berliner Assyriologen, die ihren Kollegen herauszuhauen wollten (was ja an sich ganz löblich aber nichts weniger als voraussetzungslos ist), mit Hilprecht, wobei sich jene Herren „eine böse Blame geholt“ hätten. Mittlerweile hat H. V. Hilprecht seinen Vortrag: Die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bältempel zu Nippur (bei F. C. Hinrichs in Leipzig, 1903) mit 56 Abbildungen und einer Karte herausgegeben. Er erzählt: „Die Feldarbeiten des großen wissenschaftlichen Unternehmens haben bisher nahezu eine halbe Million Mark gekostet und sind von einer kleinen Anzahl angesehener Bürger Philadelphias bestritten worden. In den ersten beiden kurzen Kampagnen war der damalige Professor des Hebräischen, jetzige Episkopalgeistliche Dr. John Peters Direktor. Auf dessen Veranlassung wurde im Jahre 1893 unser langjähriges treues Faktotum F. H. Haynes allein nach Babylonien gesandt. Da aber die Kraft eines Mannes nicht ausreichte, trat im Winter 1894 bis 1895 der Verfasser in die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens ein und bildete mit Haynes zusammen den innern Exekutivauschuß. Für die wissenschaftliche Oberleitung und den wissenschaftlichen Ertrag der vierten und erfolgreichsten Expedition ist der Vortragende verantwortlich. Die Feldarbeiten leitete wieder Haynes mit Ausnahme der letzten drei Monate, während deren der wissenschaftliche Direktor sich genötigt sah, unterstützt von zwei Architekten auch die Leitung im Felde zu übernehmen. Fast sämtliche wissenschaftliche Mitglieder der vier Expeditionen haben ihren Dienst dem Unternehmen unentgeltlich zur Verfügung

gestellt. Zu einer Ende kommenden Sommers ausgehenden fünften Expedition, mit deren Organisation ich soeben beschäftigt bin, wurden mir im Dezember des letzten Jahres etwa zweihunderttausend Mark von Freunden der Universität zur Verfügung gestellt, während zugleich die beiden Mäcene Gebrüder Clark [Bankiers, die schon den größten Teil der ersten halben Million gespendet hatten] mit einer weiteren Dotation von nahezu einer halben Million Mark einen ausschließlich zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen bestimmten Lehrstuhl der Assyriologie stifteten.“ (Der Verfasser schreibt „ins Leben riefen,“ aber ein Stuhl lebt doch nicht.) Zuerst wird in dem Vortrage der vom Propheten Jesaja so wunderbar genau vorausgesagte Zustand des jetzt absehbaren Landes beschrieben, der die Arbeit sehr erschwert, dann das Trümmerfeld, und von den Ergebnissen einiges mitgeteilt. Es sind ein- undzwanzig Schichten aufgedeckt worden, die drei Hauptperioden angehören: der nachchristlichen (parthischen) bis 1000 nach Christus reichenden, der semitisch-babylonischen (von 4000 vor bis 300 nach Christus) und der prähistorisch-sumerischen, von der noch sechs Schichten zeugen. Die Hauptmasse der Trümmer der zweiten Periode besteht aus den Resten des Welttempels von Nippur, eines riesenhaften Stagenturms. Der wertvollste Fund sind die 23 000 Texte der ältern Tempelbibliothek (über ihr liegt eine jüngere, kleinere), „die bereits zweihundert Jahre lang in Trümmern lag, ehe Hammurabi wieder Ruhe und Ordnung im Reiche herstellte.“ Diese Bibliothek hat aus zwei Abteilungen bestanden, einer praktischen, in der die Geschäfts- und Verwaltungsurkunden aufbewahrt wurden, und einer wissenschaftlichen. Der zweiten war die Tempelschule angegliedert, von deren Arbeit die noch erhaltenen Zeichen-, Schreib- und Rechenübungen der Schüler Kunde geben; von mehreren solchen Übungstafeln sind Abbildungen beigelegt. Was das Ergebnis in religionswissenschaftlicher Hinsicht betrifft, so lautet es nach dem Verfasser: die Götter Babels sind tot, wie die Propheten verkündigt haben, der Gott Israels und der Christen lebt und ist eben daran, durch die Kulturarbeit der christlichen Völker das tote Land zu neuem Leben zu erwecken. — Im 16. Heft haben wir erwähnt, daß sich Hugo Winkler, der die Gesetze Hammurabis deutsch herausgegeben hat (die erste Übersetzung, eine französische, hat der Dominikanerpater Scheil geliefert), der Ansicht Stuckens angeschlossen habe, wonach die alttestamentlichen Patriarchen und Könige babylonische Sonnen-, Mond- und Sternengötter sein sollen. Wir freuen uns, eine neue Schrift des genannten Gelehrten anzeigen zu können, die von solchen Phantasereien frei ist: Abraham als Babylonier, Joseph als Ägypter. Der weltgeschichtliche Hintergrund der biblischen Vätergeschichte auf Grund der Keilschriften dargestellt von Hugo Winkler. (Leipzig, F. C. Hinrichs, 1903.) Die Patriarchengeschichte ist die zur Geschichte von einzelnen Personen verdichtete Völkergeschichte, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die dargestellten Typen wirklich als einzelne Personen gelebt haben. Die Träger des alttestamentlichen Glaubens gehn von Babylon aus, das damals ganz Vorderasien beherrschte und so mächtig war, daß die ägyptischen Könige in babylonischer Sprache und in Keilschrift mit ihm korrespondierten, wie die Deutschen mit dem Sonnenkönig französisch korrespondiert haben. Die Patriarchen zogen aus, weil sie, dem ältern reinern Gottesglauben treu, die damals emporkommende Lehre von Marduk, dem rettenden Frühjahrgott (dessen gereinigte Gestalt später im Christentum wiedererstand), nicht annehmen mochten. In unmittelbarer Nähe Ägyptens lebend, sind sie von diesem erzogen worden. Den von einzelnen ägyptischen Denkern gefundenen Monotheismus zur Volksreligion, zur Weltreligion gemacht zu haben, ist das Verdienst der jüdischen Propheten. Sie können das vollbringen in einer Zeit, wo dem Stamm, dem sie angehörten, wie überhaupt den syrischen Kleinstaaten die Dnmacht der beiden großen Nachbarreiche, die eine Periode des Verfalls zu überstehn hatten, Selbständigkeit gönnte. Dieser Auffassung können wir beipflichten. Wie die Keilschriftendenkmäler und die Bibel einander ergänzen, sodaß wir jetzt ein ziemlich deutliches Bild von den Zuständen und Wandlungen dieses die Euphrat- und die Tislandsee umfassenden Kulturkreises bekommen, wird in der kleinen Schrift sehr schön dargestellt.

Luther als Erzieher. Daß der Persönlichkeit des großen Reformators eine gewaltige erziehende Kraft innewohnt, wird niemand bestreiten, der ihn kennt. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, dem deutschen Volke das Buch Luther als Erzieher zu schenken (Berlin, Martin Warnke, 1902), und der Verfasser, der sich wunderlicherweise nicht nennt (was für ein Grund kann den Autor gerade dieses Buches bestimmen, sich zu verbergen?), hat den Gedanken mit Begeisterung für seine schöne Aufgabe auf das trefflichste durchgeführt. Er läßt Luther reden in seiner kräftigen, herzlichen Sprache, mit seinem in allen Verhältnissen den Kern der Dinge treffenden gesunden Menschenverstande und uns zur Besserung und Ordnung unsrer vielfach so schlecht geordneten häuslichen, wirtschaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten mahnen. Er zeigt uns Luthers Freiheitsliebe und Vaterlandsliebe, seine richtige Art, die irdischen Güter zu gebrauchen, reich zu werden durch Genügsamkeit und Wohltun, seine Behandlung der Unterrichts- und Erziehungsfragen, sein häusliches und Eheleben, seine Dienstabenzucht, seine Geselligkeit, seine Politik, seine volkswirtschaftlichen Grundsätze, und wie das alles für unsre heutigen Verhältnisse bewertet werden könnte und sollte. Und er zeigt vor allem, wie all dieses Gute und Schöne aus dem tiefen und reinen Born der christlichen Gesinnung Luthers quillt. Aber gerade hieran hängt sich der einzige Fehler, den wir dem Buche vorzuwerfen haben. Der Verfasser gibt ihm eine polemische Spitze und stellt Rom als den Feind hin, der die Entfaltung echt lutherischer Gesinnung hindere und ihren Aufschwung daniederhalte. Das liegt ja nahe genug und ist ziemlich allgemeiner Brauch bei den deutschen Protestanten, aber es ist trotzdem ein Fehler. Einmal verleitet die Polemik dazu, den Gegensatz falsch zu fassen. Gewiß, Luther hat den Glauben so verstanden, wie es der Anonymus darstellt; aber neben diesem erbauenden Sinn des lutherischen Glaubens besteht die unglückliche dogmatische Rechtfertigungslehre mit ihrem ganz anders gearteten Glauben, dem Gegenstande der theologischen Kämpfe des sechzehnten Jahrhunderts, und die Darstellung der katholischen Kirchenlehre über diesen Punkt ist falsch, wie sich der Verfasser aus jedem Katechismus überzeugen kann. Selbstverständlich begehen die Katholiken in ihrer Polemik gegen die evangelische Lehre denselben Fehler; sie machen durch Verschweigen ihr eignes Kirchenwesen schöner und heben am Gegner vorzugsweise oder allein das Bedenkliche hervor. Aber bei der ewigen Fortsetzung dieser Praxis kommen wir zu keiner Verständigung, und die ist doch nun einmal das anzustrebende Ziel. Dann aber lenkt dieser ewige Kampf gegen Rom, der seit dem Wiederaufleben der konfessionellen Zwietracht um das Jahr 1830, nebenbei bemerkt, nie einen andern Erfolg gehabt hat als die Stärkung Roms, die Blicke und die Tätigkeit der gläubigen Protestanten von ihren eigentlichen Aufgaben ab, deren Lösung zugleich eine Niederlage Roms sein würde. Man mag immerhin dem Papste alles Böse zutrauen; gewiß würde er die Protestanten mit Feuer und Schwert ausrotten, wenn er die Macht dazu hätte. Aber er hat sie eben nicht. Er hat nicht einmal die Macht, den evangelischen Gottesdienst, den evangelischen Religionsunterricht an der Schwelle seines Palastes zu verhindern. Er kann nicht hindern, daß den Katholiken des ganz katholischen Frankreichs die öffentliche Ausübung ihrer Kirchengebräuche verwehrt wird, und daß man dort seine getreuesten Garden mit Schimpf und Schande wegjagt. Was könnte er über evangelische Christen im Deutschen Reiche, über ihre Häuser und Schulen vermögen? Nichts, rein gar nichts. Der Verfasser weist auf die zahlreichen Selbstmorde von Kindern und Jünglingen hin und ruft: „Gebt ihr, die ihr kraft euers Amtes auf dem Katheder oder auf der Kanzel dazu berufen seid, unserm Volke, unsrer Jugend die gläubige, die poetische, die für alles Große und Schöne, Edle und Erhabne aufgeschlossene Weltanschauung eines Luther wieder, in der Natur und Gnade, das christliche Lebensprinzip und das rein Menschliche sich so herrlich verbinden! Lehrt sie, daß Christentum, im Glauben Luthers erfaßt, Weltüberwindung im Sinne von Weltverklärung ist!“ Eine gute Mahnung fürwahr! Aber wer hindert denn die Berufnen, es zu tun? Doch nicht etwa der Papst? Einem „modern“ gebildeten

protestantischen Lehrer sagen, er solle sich zu Gott aufschwingen und seine Schüler mitnehmen, das ist so viel, wie einen Vogel fliegen heißen, dem man die Schwingen ausgerissen hat. Und darin nun liegt die Schwäche des deutschen Protestantismus gegenüber dem katholischen Teil und geradezu eine Stärkung des Ultramontanismus. Nicht nur unter den akademisch gebildeten, sondern auch unter den mit bloßer Volksschulbildung ausgerüsteten deutschen Katholiken gibt es Hunderttausende, denen das spezifisch Romanische und Jesuitische im Katholizismus widerwärtig ist. Aber sie wagen dagegen nicht aufzutreten, weil sie durch jeden offenen Widerspruch die kirchliche Einheit zu gefährden fürchten, und sie wollen um keinen Preis die kirchliche Einheit gefährden, weil sie aus der Geschichte des Protestantismus die Lehre ziehen zu müssen glauben, daß jeder von der Kirche Getrennte durch konsequentes Denken unaufhaltsam auf der abschüssigen Bahn der Negation bis in den Atheismus hineintritte. Sie sind überzeugt, daß Los von Rom nicht Hin zu Christus bedeute, bei dem sie übrigens in jeder Messe zu sein glauben, sondern Hin zu Häckel, Nietzsche, Zola, Hammurabi, Wuotan, und wie die modernen Götter sonst heißen. Je grimmiger die Polemik auf sie einströmt, desto fester klammern sie sich an den Papst, der ihnen den einzigen Halt darzubieten scheint gegen den gewaltigen und unwiderstehlichen Strom einer dem Nihilismus zutreibenden geistigen Entwicklung. Die deutschen Protestanten sollen in größerem Umfange als bisher beweisen, daß man auch ohne den Papst den Glauben an den persönlichen Gott und an den menschgewordenen Gottsohn festzuhalten vermag; dadurch werden sie den Katholiken Mut machen, dem Papste zu opponieren, so oft seine Werkzeuge undeutsche Anschauungen und Bräuche in die Religionsübung einschmuggeln oder solche mit offener Gewalt aufzunötigen versuchen. Auf Grund solcher Erwägungen möchten wir wünschen, daß ein paar Abschnitte des trefflichen Buchs umgearbeitet würden, ehe es die weite Verbreitung erlangt, die wir ihm wünschen.

Zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges. Die Weltlage, die den großen mitteleuropäischen Brand vorbereitet hat, ist in den letzten Jahrzehnten fleißig durchforscht worden. Von katholischer Seite haben Zanffen, Dnno Klopp und Hin viel Urkundliches zusammengetragen, und die unparteiischen Historiker der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften haben ihre Kräfte fast ausschließlich dieser Zeit gewidmet. Namentlich Felix Stieve hat durch sein großes Werk „Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ und durch zahlreiche Monographien über das damalige Parteiengewirr Licht verbreitet, und er hat unter anderem auch auf die Bedeutung der Streit- und Flugschriften aus den Jahren 1555 bis 1609 aufmerksam gemacht. Über diese Literatur hat nun Dr. Karl Lorenz ein eignes kleines Buch geschrieben: Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik (München, C. S. Beck, 1903). Die Lektüre der damaligen Flugschriften ist bekanntlich nichts für zartbesaitete Gemüter und für Leute, denen moderne Korrektheit höchstes Gesetz ist; aber Maeterlinckschen Mondscheingespennern ziehen wir die Muri Babylonis und die Tuba Dei, den Wohlriechenden Rosenkranz und das Affenspiel der Bettelmönch, das Schlafkammerlein und Rhubethleyn der Abtrünnigen Mammalucken, den Evangelischen Hasenkäse und den Römischen Hasenkäse entschieden vor, weil sie eine gesündere Speise sind, und man darüber lachen kann. Es kommen freilich auch Dinge drin vor, wo nicht bloß der Anstand das Lachen verbietet, und die Heiterkeit der Entrüstung über die Gotteslästerung und die Schamlosigkeit weicht. Aber diese sozusagen ästhetische Seite der Sache ist natürlich nicht die wichtigere. Man lernt aus den Flugschriften nicht allein Stimmungen und Ansichten, sondern auch eine Menge Tatsachen kennen. Lorenz sagt richtig, die an sich notwendige Reaktion gegen die einseitige Auffassung des Dreißigjährigen Krieges als eines Religionskrieges sei zu weit gegangen. Das Richtige liege aber nicht auf der goldenen Mittelstraße, „sondern in der Erkenntnis, daß die sozialen [politischen!] und

wirtschaftlichen Verhältnisse mit den religiösen in der Regel so innig verwachsen sind, daß, um einen theologischen Terminus technicus zu gebrauchen, geradezu eine *communio idiomatum* stattfindet, das eine sich also vom andern gesondert gar nicht verstehen oder beurteilen läßt.“ Die konfessionelle Polemik sei wohl zum Teil leeres Gezänk gewesen, aber keineswegs ganz allgemein. Denn es habe dem Streit ein sehr ernsthafter und tiefer Gegensatz zugrunde gelegen und das in der Weltgeschichte völlig neue Problem, wie sich zwei Religionen in einem Staate vertragen könnten und sollten. Dieses Problem habe man sich anfangs gar nicht eingestanden, weil jede Partei überzeugt war, daß sie zur Alleinherrschaft gelangen müsse und werde. Die Unmöglichkeit, sich durchzusetzen, konnte jeder nur durch einen blutigen Krieg dargetan werden, der alle gleichmäßig erschöpfte. Damit war das Problem allen zum Bewußtsein gebracht und zugleich im Sinne der Toleranz gelöst. Freilich zunächst nur äußerlich, durch den Zwang einer bitteren Notwendigkeit. Die innerliche Lösung mußte nachfolgen. Sehr langsam nur setzt sie sich durch, aber der Historiker wundert sich nicht darüber, „denn er weiß, daß das heilige Licht, das die stolzen Gipfel einsamer Höhen schon längst umflutet, nur langsam und schwer in die dunkeln Schluchten und Abgründe hinabdringt. Aber hinabsteigen wird es doch!“ Harter Zwang der Verhältnisse war es auch, was damals das uns Heutigen unnatürlich scheinende Bündnis der Lutheraner mit den Katholiken gegen die Calvinisten stiftete. (Nebenher ging noch ein inoffizielles Bündnis der Lutheraner mit den vom Wiener Bischof Khlesl geführten gemäßigten Katholiken gegen die Jesuitenpartei.) Beide waren als Konservative zur Verteidigung der Reichsverfassung gegen die umstürzlerischen Calvinisten gezwungen, und von diesen waren die Lutheraner auch in ihrer Religion ganz ernstlich bedroht. Von den heutigen harmlosen und schwachen reformierten Gemeinden waren eben die damaligen Calvinisten, wie Lorenz hervorhebt, grundverschieden. Sie waren höchst angriffslustig und nahmen eine Weltstellung ein, die Welt Herrschaftsgedanken zu erzeugen geeignet war. Lorenz entschuldigt die deutschen Calvinisten damit, daß sie nicht anders konnten, weil sie in den Augsburger Religionsfrieden nicht eingeschlossen, also eigentlich vogelfrei waren. Diese Entschuldigung muß man gelten lassen, aber die politischen Ausdehnungsgelüste und den Territorialhunger, die mit dem pflichtmäßigen Streben nach konfessioneller Gleichberechtigung verbunden waren, lernt man doch aus der Schrift von Lorenz nur sehr unvollständig kennen, und die politischen Antriebe Hollands gar nicht; wer sich darüber unterrichten will, der muß die von Dnno Klopp in seinem vierbändigen Werke: *Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs* und von Bezold in seiner Sammlung von Briefen des Pfalzgrafen Johann Kasimir veröffentlichten Urkunden lesen. (Vielleicht die interessanteste ist das Gutachten „eines vornehmen Korrespondenzrates“ über die Allianz mit den Generalstaaten im ersten Bande des Werkes von Dnno Klopp, S. 185.) Lorenz hebt nur die ungeheuerliche Provokation hervor, die der kalvinistische Pfalzgraf mit seinem böhmischen Abenteuer wagte, das schon deswegen ein gewaltiger politischer Fehler war, weil es mit unzulänglichen Kräften unternommen wurde. Der Fehler sei dann, meint er, durch zwei Fehler der Jesuitenpartei einigermaßen ausgeglichen worden, die den Kaiser zum Erlaß des Restitutionsedikts verleitete und zu dem Versuch, Deutschland absolutistisch zu regieren.

